

**Predigt im Universitätsgottesdienst am Sonntag Jubilate in der evangelischen
Universitätskirche Münster (7. Mai 2017)**

Predigttext: (16) Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht mehr sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen. (17) Da sprachen einige seiner Jünger untereinander: Was bedeutet das, was er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht mehr sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen; und: Ich gehe zum Vater? (18) Da sprachen sie: Da sprachen sie: Was bedeutet das, was er sagt: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet. (19) Da merkte Jesus, dass sie ihn fragen wollten, uns sprach zu ihnen: Danach fragt ihr euch untereinander, dass ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht mehr sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen? (20) Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet weinen und klagen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet traurig sein, ihr werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll zur Freude werde. (21) Eine Frau, wenn sie gebiert, so hat sie Schmerzen, denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist. (22) Auch ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen. (23a) Und an jenem Tage werdet ihr mich nichts fragen.“ (Joh 16).

Liebe Schwestern und Brüder,

der Text aus dem Johannes-Evangelium, der heute zu predigen aufgegeben ist, ist unübersichtlich. Das fiel übrigens auch jenem Gremium unser gremienreichen Kirchen auf, das für die Perikopen-Ordnung zuständig ist. Man hat diesen Vorschlag nämlich mit vielen Klammern versehen und stellt auf diese Weise dem Prediger anheim, welche Verse der Predigt zu Grunde gelegt werden sollen. Dazu kommt: Diese Passage enthält ein ganzes Füllhorn von exegetischen Problemen. Als ich mir den Text am Montag zuerst anschaute, schoss mir als erstes durch den Kopf: Warum steht hier heute nicht die Kollegin Hoegen-Rohls, zumal sie auf das Corpus Ioanneum spezialisiert sind? Aber mein zweiter Gedanke war: Sollen wir das Neue Testament den Spezialisten überlassen? Die Antwort, dritter Gedanke, lautet: Nein! Gerade im Jahr des Reformationsjubiläums sollten wir das reformatorische Schriftprinzip hochhalten, uns *alle* als User des Neuen Testaments verstehen und versuchen, den theologischen Gehalt dieser Textpassage zu ermitteln. Dabei, vierter Gedanke, greifen wir allerdings dankbar auf die Grundeinsichten der historisch-kritischen Forschung zurück, ohne uns freilich in Einzelheiten oder Spezialdiskussionen zu verlieren.

In diesem Sinne stellen wir fest, dass ‚unser Text‘ innerhalb der Abschiedsreden Jesu steht, die vier lange Kapitel des vierten Evangeliums umfassen. Die Abschiedsreden gehören zur Gattung des literarischen Testaments, von denen uns in der alttestamentlich-jüdischen

Tradition einige überliefert sind. Die Gattung „literarisches Testament“ gibt bestimmte Items vor, die wir in unserem Text auch wiederfinden. Aber das wollen wir nicht zu vertiefen. *Mehr* Aufmerksamkeit verdient heute die Kaskade der Abschiedsreden. Sie verdankt sich einer Anreicherung der ersten Rede durch vermutlich mehrere Redaktoren, die weitere Reden Jesu angefügt haben. Im Kapitel 15 beginnt eine *zweite* Abschiedsrede Jesu, und eine *dritte* Rede endet unmittelbar vor ‚unserer Textstelle‘. – Bei der Lektüre spürt man förmlich die Erschöpfung der Jünger ... Als Jesus dann sogar zu einer *vierten* Rede ansetzt, passiert Folgendes:

C (= Jesus = Katrin Lohse)): Es dauert nur noch kurze Zeit, dann werdet ihr mich nicht mehr sehen. Und es dauert noch einmal eine kurze Zeit, dann werdet ihr mich wiedersehen.

A (= Janica Schneider) (zu B (= Kira Schall)): Hast du eine Idee, was er damit sagen will? Eine kurze Zeit, dann sehen wir ihn nicht mehr ...

B (zu A): ..und noch eine kurze Zeit, und dann sehen wir ihn wieder? Das klingt wie ein seltsames Versteckspiel. Wo geht er denn hin, für kurze Zeit? Will er etwa unsichtbar werden?

A: Unsinn, unsichtbar! Er sagt, er geht zum Vater. Was er wohl meint?

B: ... und wen er wohl meint?! Warum kann er nicht einfach mal so reden, dass man ihn versteht! Immer spricht er in Rätseln und keiner weiß wirklich, was er sagen will!

C: Ihr zwei seht so aus, als hättet ihr eine Frage. Was ich eben sagen wollte ist das: Bald kommt eine kurze Zeit...

A: ... in der wir dich nicht mehr sehen - und dann doch wieder, klar. Ich versteh das nicht... was meinst du damit? (Kannst du nicht mal Klartext reden?)

C: Bald, wenn die Zeit da ist, wenn ich weg bin, dann werdet ihr Angst haben. Und ihr werdet traurig sein. Es wird so aussehen, als hättet ihr eure Hoffnung in den Sand gesetzt, als wäre alles umsonst gewesen. Das ist die kurze Zeit, in der ihr mich nicht sehen werdet.

(A/B): Okay...

C: Stellt euch vor, es ist so, wie wenn eine Frau ein Kind bekommt: Eine Geburt ist schmerzhaft und kann einem ewig vorkommen. Man hat auch die ganze Zeit Angst, um Kind und Mutter. Aber die Mutter hat, sobald das Kind auf der Welt ist, alle Schmerzen vergessen, vor Freude über ihr Kind. Genauso wird es sein, wenn die kurze Zeit vorüber ist und ihr mich wiedersehen werdet: Eure Traurigkeit wird sich in Freude verwandeln und diese Freude wird so groß sein, dass keiner sie euch mehr nehmen kann. Und noch dazu: ihr werdet dann wissen, was ich euch sagen wollte und müsst mich nicht mehr fragen.

Liebe Schwestern und Brüder! Diese Inszenierung ‚unseres Textes‘ führt uns zu einer wesentlichen theologisch-hermeneutischen Einsicht. Was hier dargestellt wurde ist die Resonanz der Jünger auf Jesu Redefluss. Die Jünger murmeln (Murmelrunden gibt es also

nicht erst seit dem Kirchentag ☺), beraten untereinander und stellen skeptische Fragen. Und was geschieht? Jesus verhält sich Hörerorientiert. Er greift die Fragen auf und auf diese Weise wird aus einem Monolog eine Diskussion, verwandelt sich Lehrmitteilung in einen Diskurs. In ‚unserer‘ Perikope wird also deutlich, wie die frühe christliche Theologie funktioniert hat.

Wir wissen seit langem vom historischen Wachstum der jesuanischen Abschiedsreden im Johannes-Evangelium, mit denen die Tradenten und Redaktoren auf die sich wandelnde Situation der Gemeinde reagiert haben. Aber in den exegetischen Kommentaren meiner theologischen Lehrergeneration nannte man diese offenkundig nachösterlichen Unterweisungen „Gemeindeparänese“, also Ermahnung der Frommen aus dem Munde Jesu. „Paränese“, „Ermahnung“ - diese Begriffe klingen etwas muffig, das ist der Sound der ‚alten Bundesrepublik‘! Und um hier weiter zu kommen, ist *unsere* Szene so besonders wichtig. Denn nach drei Abschiedsreden Jesu im Einbahnstraßen-Modus kippt hier die Paränese in einen Diskurs. Aus dem Monolog wird Dialog. Theologie beginnt zu leben!

Unverständnis, Rückfragen, Widerspruch, das gemeinsame Ringen um die richtige Antwort, diese Elemente sind so zu einem wichtigen Teil der kanonischen Überlieferung geworden. Dadurch werden neue Erfahrungen theologisch interpretiert und dem Testament Jesu eingefügt. Diese diskursiven Nachträge sind keine Fälschungen, sondern rhetorisch-stilisierte Updates derjenigen grundlegenden Weisungen, die Jesus seinen Jüngern hinterlassen hatte. Um es in reformatorischer Begrifflichkeit zu sagen: Schon hier können wir die Dialektik von „Buchstabe und Geist“ wahrnehmen und diese Dialektik ist es, die uns bis heute die Freiheit gibt, die Gehalte der biblischen Überlieferung gerade in ihrem Wachstum kritisch zu sichten und immer neu anzueignen.

Diese Dialektik findet sich nicht nur in der Form ‚unseres‘ Textes, sondern auch in seinem Inhalten. Denn in ‚unserem Text‘ kippt nicht nur die Paränese in den Diskurs, sondern in seiner Antwort auf die Jüngerfrage vollzieht Jesus auch einen „emotional turn“. Er lässt die reine Lehre hinter sich und spricht die Gefühlswelt an, die den Glauben begleitet. „Klage“, „Angst“, „Schmerz“, „Traurigkeit“ und „Freude“. Und noch eine *andere* Dialektik wird sichtbar. Sie wird kenntlich an der Intuition der Jünger, die Jesus zu Beginn seiner vierten Abschiedsrede so rüde unterbrechen und einfach mal nachgefragt haben: „Was redet er?“. „Was meint er bloß?“. „Was will er uns nur sagen?“

Über beide Motive, über die Gefühle und über die Haltung der Frage, möchte ich heute nachdenken.

I

Das „Versteckspiel“ Jesu, wie es die Jünger in unserer Szene bezeichnet haben, ist der Grund für die breite Skala der Gefühle, die das Glaubensleben begleiten. Jesus will seine Jüngerschaft darauf vorbereiten, dass mit dem Glauben ein Wagnis verbunden ist. Denn der Glaube ja ein rein geistiger Akt, der auf das vertraut, was er eben nicht buchstäblich sehen kann: die fürsorgliche Begleitung durch den himmlischen Vater.

Solange der irdische Jesus einfach da ist, die Jünger unterweist, ihnen Ziele setzt, Verhaltensmaßregeln ausgibt, lehrt und schult, Fragen direkt beantwortet, können die

Jünger sich an ihm orientieren. Aber in der nachösterlichen Zeit sind wir aufgerufen, die Fragen, die wir haben, selbst zu beantworten, selbst zu entscheiden, was das Richtige ist. Das ist nicht ohne Risiko, denn vielleicht finden wir keine Antwort. Eventuell irren wir. Womöglich müssen wir Rückschläge hinnehmen. Wenn wir über dieses Wagnis, diese Verantwortung, ja Belastung nachdenken, dann können sich jene Gefühle einstellen, die Jesus aufzählt: *Wehmut* nach den alten Zeiten, als Andere für uns entschieden haben und das Leben einfacher schien. *Traurigkeit*, weil wir Abschied nehmen mussten von Menschen, die uns lange Zeit fürsorglich begleitet und uns viel Last abgenommen haben. *Angst*, weil wir nicht wissen, sondern eben nur darauf vertrauen können, dass wir die richtige Entscheidung treffen. *Schmerz*, weil wir manchmal eben nicht die richtige Entscheidung treffen, Schaden verursachen, Nebenwirkungen spüren. *Klagen*, weil wir von einem Schicksalsschlag heimgesucht werden. Manchmal nehmen wir in solchen Situationen Niemanden wahr, bei dem wir Nähe finden können, die Trost spendet und für uns tätig wird. Jesus spielt auf solche Lagen an, in denen wir wanken und schwanken und keine Haltegriffe mehr sehen.

Für Christinnen und Christen ist diese Situation besonders schwer, weil sie ja ihr Vertrauen in Jesus Christus investieren, auf seine Begleitung hoffen, ihm nachfolgen wollen. Aber dieser Jesus Christus ist es auch, der uns darauf verweist, dass er uns entzogen ist, unsichtbar bleibt, unkenntlich werden kann. Auf seinem eigenen Weg zum Vater zeigt uns Jesus gelegentlich die kalte Schulter. Er fordert erhöhte Frustrationstoleranz, denn Wehmut, Traurigkeit, Angst oder Schmerz steigern sich, wenn Vertrauen einmal enttäuscht wird und Hoffnung zerfällt. Darüber lachen, spotten dann gelegentlich die Außenstehenden, die Welt, wie der Evangelist abgekürzt sagt.

Jesus schärft uns ein: Dem Glauben bleiben diese Erfahrungen nicht erspart. Aber er sagt zugleich: Diese Erfahrungen gelten nicht absolut, denn es gibt ein emotionales Ziel: Die Freude des Wiedersehens, die Freude des Wiedergefunden-Werdens, die Freude des Angenommen-Seins. Denn zugleich gilt seine Zusage: „Aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen und eure Freude soll niemand von euch nehmen.“ Es gibt also einen Grundoptimismus, auf den Jesus seine Jünger einstellen will. Er verweist auf die Zielgerichtetheit unseres Lebens, die er „Wiedersehen“ nennt. Und die mit diesem Wiedersehen verbundene Freude soll den Erfahrungen von Wehmut, Traurigkeit, Angst oder Schmerz einen Durchgangs- oder Übergangscharakter verleihen. Dieser Grundoptimismus ist ein Gefühl, das alle unsere Vorstellungen soll begleiten können und damit den negativen Gefühlen, die unausweichlich sind, eine andere Färbung geben.

Damit ist *nicht* das banale „Vorfreude ist die schönste Freude“ gemeint. Das gibt Jesu Beispiel von der gebärenden Frau nicht her. Vielmehr bezieht sich Jesus mit der zielgerichteten „Freude“ erneut auf jene Dialektik, von der vorhin die Rede war, und die auch das Gefühlsleben bestimmen soll: „Fröhlichkeit – Traurigkeit“, „Wehmut – Sehnsucht“, „Mut – Angst“, „Schmerz – Heil“. Der Glaube verarbeitet ein ganzes Geflecht dialektisch verknüpfter Gefühlspole, die ja auch Jesu eigenes Leben auszeichnen. Ein berühmter Theologe hat einmal formuliert: „Das Auge des Glaubens sieht ungetrübt auf das Reich Gottes“ (Schleiermacher) und kann daher die anderen Gefühle neu sortieren. Diese Dialektik des Glaubens erschließt sich gerade bei der Betrachtung des johannäischen Jesus Christus, der in seinem Leben Höhen und Tiefen in besonders reflektierter Weise durchschreitet und

dabei von einem souveränen Gefühl des *Bei-Gott-Seins* und *Von-Gott-Seins* getragen ist, das er uns als Glaube mitteilt.

II.

Dieser johannäische Jesus Christus stellt seine Jünger nicht nur in das Geflecht dialektisch verknüpfter *Gefühlspole*, sondern empfiehlt uns auch eine *intellektuelle* Haltung. Sie soll uns helfen, mit dem manchmal verwirrenden Gefühlsleben umzugehen. Wenn Jesus am Ende der Perikope sagt: „Und an jenem Tage [des Wiedersehens und der Freude] werdet ihr mich nichts fragen“, dann bedeutet das im Umkehrschluss: *Bis dahin* dürft und sollt ihr *alles* fragen. Und genau *das* haben unsere Jünger ja auch getan. Jesus bestätigt dies und empfiehlt damit die Frage als Grundhaltung jeder Theologie. Anders gesagt: Theologie ist keine Antwortwissenschaft, sondern eine Wissenschaft, die die Fragen ernst nimmt, die Zweifel aufgreift, Missverständliches anspricht und Bedenken an vorschnellen Antworten nachgeht. Eine am johannäischen Jesus geschulte Theologie weiß um die Unsichtbarkeit der letzten Antwort, sie kennt das Wagnis des Glaubens und – damit verbunden – die Erfahrung der Anfechtung.

In der Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts ist das Schema „Frage – Antwort“ von mehreren Theologen aufgegriffen und zum methodischen Grundprinzip erhoben worden: Paul Althaus, Karl Barth oder Paul Tillich sind hier zu nennen. Damit wurde die Vorstellung verabschiedet, dass der Glaube sich auf ein Ensemble von immer richtigen Antworten bezieht, dass es so etwas wie eine *doctrina sacra* gibt, auf die wir uns verlassen könnten und die es theologisch bloß zu verwalten gäbe. Ein vertiefter Blick in die Theologiegeschichte zeigt: Theologie hat immer schon neue Frage gestellt. Sie hat das Überlieferte kritisiert, immer wieder neu angesetzt, weil sich immer andere Fragen stellen. An unserer Perikope können wir lernen: Das ist sachgerecht, denn die ‚richtige Antwort‘ ist unsichtbar, versteckt – wir müssen sie erfragen, nachhaken, immer wieder freizulegen versuchen.

Das ist für Theologiestudierende mühsam, weil dadurch eben viel Stoff aufzunehmen und zu verstehen ist. Es ist aber auch für das Glaubensleben nicht ganz leicht, weil die breite Gefühlspalette uns auch mutlos machen kann, diese Fragen überhaupt stellen zu wollen oder zu können. Aber daran führt kein Weg vorbei: Schon Luther hatte in der Geschichte vom theologischen Doktor und vom Köhler deutlich gemacht: Wir können uns nicht auf den Glauben des Köhlers einlassen, der auf die Frage des Doktors, was er denn glaube, sagte: „Ich glaube, was die Kirche glaubt“.

Gegen den Köhlerglauben ermutigt uns Jesus in dieser Perikope, immer wieder Fragen zu stellen. Indem wir fragen, sind wir auf dem richtigen Weg. Ja mehr noch: Das Gefühl, überhaupt eine Frage stellen zu müssen, ist schon ein Teil der Antwort. Deshalb hat Paul Tillich von der „Rechtfertigung des Zweifels“ gesprochen. Ein riskanter, aber – wie ich finde – durchaus johannäischer Gedanke!

Und wenn wir dieser Ermutigung zu fragen folgen, dann finden wir auch auf *dieser* Ebene jene Dialektik wieder, von der wir vorhin sprachen. Auch die gedankliche Seite des Glaubens besteht in dem Hin- und Her von Frage und Antwort, von Meinung und Kritik, von Zweifel und Wahrheit, von These und Antithese. Diese Einsicht scheint mir für das Theologiestudium genauso wichtig zu sein wie für die das christliche Leben. Diese Dialektik macht geradezu

seinen Reichtum aus. Nehmen wir zum Beispiel den Gottesdienst: Wir packen die *Freude* des Glaubens in die Lieder, die wir – gerade am Sonntag „Jubilate“ – schmettern. Wir bekennen unsere *Verunsicherung* in den Vorbereitungsgebeten. Wir hören die *Botschaft Jesu Christi* in den Lesungen. Wir stellen unsere *Fragen* im Fürbittengebet, indem wir das Geheimnis unseres Lebens Gott anvertrauen und für alle seine fürsorgliche Begleitung erbitten. Der *Segen* will Mut machen, das Wagnis des Lebens aufzunehmen und versichert uns des Vertrauens in die fürsorgliche Begleitung dessen, den wir nicht sehen, zu dem hin wir aber streben und der uns am Ende alle Fragen beantwortet haben wird. Das ist Grund zu großer Freude, die niemand von uns nehmen soll. Amen